Des einen Leid

Zum Ende des Jahres war es wieder dunkler in meinem Herzen geworden, so ist es nun mal mit der Sonne, in unseren Breitengraden reicht sie nicht für das ganze Jahr, ganz zu schweigen von jenen arktischen Breitengraden, in denen ich mich emotional zu bewegen pflege.
Im Unterschied zu den meisten meiner Krisen, die normalerweise einfach eintreten, weil es wieder an der Zeit ist, wie auch der Winter, der Herbst (der Frühling und der Sommer auch, natürlich, so sollen sie einen Platz in dieser Klammer erhalten), hatte diese jedoch eine Ursache.
Und diese war nicht bei meinen üblichen Problemen zu suchen, wie meiner Finanzlage, den ständigen Streitereien bei der Arbeit, meiner desolaten Beziehung, meiner Panikattacken, Depressionen, Minderwertigkeitskomplexe, oder etwa meiner Hypochondrie (welche übrigens nicht im mindesten so lustig ist, wie in unzähligen geschmacklosen Witzen dargestellt, sondern im akuten Fall einfach eines bedeutet: ernsthafte Todesangst). Dies alles war nicht die Ursache.
Denn an all das war ich gewöhnt, hatte mich darin eingerichtet, all dies war ich.

Das Pärchen aus der Wohnung über mir hatte sich getrennt. Diese verdammten Idioten.
Das stets glückliche, aus zwei netten, gut aussehenden und intelligenten Menschen bestehende Pärchen über mir hatte sich getrennt.
Dadurch war mein Gleichgewicht vollkommen zerstört.

Die ganze Zeit hatte ich, immer wenn es mir schlecht ging, gedacht zum kosmischen Gleichgewicht beizutragen.
Wenn ich durch meine eingebildeten Krankheiten zeitweise impotent war, dachte ich, dies sei notwendig, damit das Pärchen über mir einen gemeinsamen Orgasmus erleben dürfe. Absurde Forderungen der GEZ musste ich bezahlen, damit die was im Lotto gewinnen konnten. Die Eskapaden meiner Freundin waren der Ausgleich für deren Harmonie.
Mein Unglück war also notwendig für deren Glück. Deshalb durfte ich auch nie auf die Idee kommen, mein Leben verbessern zu wollen. Ich wäre doch ein egoistischer Vollarsch, nur mir zu Liebe das Glück dieser beiden tollen Menschen zu riskieren.
An diesen Gedanken hatte ich mich seit einigen Jahren geklammert, denn innerhalb dieses Konstruktes hatte alles einen Sinn.
Und mithilfe dieses Sinns konnte ich alles nicht nur ertragen, ich konnte mich zudem als stiller Held fühlen.
Apropos Konstrukt: Dass es sich bei diesem kosmischen Gleichgewicht um absoluten Schwachsinn handelte, war mir dabei vollkommen klar. Aber darum ging es mir nicht.
Meine Probleme verschwinden auch nicht, nur weil sie schwachsinnig sind. Die Panikattacken hörten nicht einfach auf, nur weil es keinen Grund gab, sich vor z.B. Rolltreppen zu fürchten, und die Hypochondrie überstand auch die xte als Einbildung enttarnte Krankheit unbeschadet.
Dieses Konstrukt hatte ich mir gegönnt, als es mir mal wieder besonders schlecht ging, so schlecht, dass ich es nicht mehr ertragen hätte, wenn darin nicht irgendein Sinn verbogen wäre.

Und nun hatte ich mir also all die Jahre den Rücken krumm gelitten, damit es denen gut geht, und jetzt trennen die sich einfach? Sollte es mir im Umkehrschluss darum besser gehen? Käme ich damit überhaupt noch zurecht? Ich habe mir doch konsequent keinen besseren Job, keine andere Freundin und keine Therapie gesucht. In der Rolle des leidenden war ich einfach am besten.

Abgesehen vom kosmischen Gleichgewicht, ein bisschen hilft es den anderen Menschen ja wirklich, wenn jemand für sie leidet. Sie können ihn bemitleiden, auf ihn herabsehen, sich freuen, dass es sie nicht erwischt hat. Dafür war ich da, das war meine Rolle, darin war ich gut. Ich war so krank, dass sich die gesunden neben mir auch wirklich gesund fühlten. Ein Leukämiekranker natürlich nicht. Der hatte auch meine Rolle bekommen, nur schlimmer.

Jedenfalls war eigentlich klar, was ich zu tun hatte: Die beiden mussten sich versöhnen, damit mein grauenhaftes Leben bestand haben konnte. Denn wie die meisten Menschen (obwohl sie es nicht wissen) suchte ich vornehmlich Stabilität und nicht etwa Glück. (Weil Glück suchen mehr Mut erfordert?)
Ein Blick aus dem Fenster offenbarte einen grauen Himmel. Es war das feindliche grau von Kriegsschiffen. Von oben hörte ich die Schritte des Verlassenen, wie er in seiner Verzweiflung in der Küche seine Kreise zog. Tapp...TOCK, Tapp...TOCK, Tapp...TOCK. was war denn da an seinem einen Fuß? Einer ihrer Schuhe? Ein Holzbein?
Er schien immer im Kreis herumzugehen, in einem dramatisch langsamen, melancholischen Rhythmus. Wie theatralisch. Ohne Frage dachte er, es ginge ihm unerträglich schlecht. Er hatte ja keine Ahnung, wie es ist, sich in der leeren Badewanne in Todesangst zu winden ohne je das Glück gehabt zu haben, mit einer so tollen Frau wie seiner Verflossenen zusammen gewesen zu sein.
Ich konnte es nicht länger ertragen.
Leid würde ihm auch gar nicht stehen, in seinem Gesicht wäre es einfach nicht authentisch.
Ich konnte mir sein Gesicht als leidendes ehrlich gesagt gar nicht richtig vorstellen, hatte aber den Verdacht, dass mir der Anblick auf den Sack gehen würde.
Vielleicht neige ich zu umgekehrter Schadenfreude, Freudefreude, oder Schadenärger. Das Leid anderer konnte ich noch nie gut ab. Schon deswegen, weil Leid die meisten Menschen sich auf sich selbst fokussieren lässt, und dann können sie mein Elend nicht mehr wahrnehmen. Und das ist nicht gut für das Gleichgewicht.
Tapp...TOCK. Tapp...TOCK. Tapp...TOCK. Marche Funebre. Am Fenster: Kriegsschifffarbener Himmel.
Langsam wurde ich neugierig auf sein Gesicht. Ob er die für eine Leidensmiene nötigen Gesichtsmuskeln überhaupt besaß, und wenn, ob sie zur Darstellung *wirklich* negativer Gefühle austrainiert genug waren.

Ich klingelte an seiner Tür. Ich hatte eine Flasche Wodka dabei. Tapp-TOCK, Tapp-TOCK, Tapp-TOCK, er machte auf. Leicht überrascht sah er mich an, mit einem Blick, einem Gesicht, einer Haltung, einer Aura ausschließlich bestehend aus tiefst empfundener, reinster, fiesester, vernichtendster, totalster Qual.
So kann man sich täuschen, dachte ich. - Neidvoll!

Ich hob den Wodka in sein Gesichtsfeld. Mit einem Ruck nahm er mir die Flasche aus der Hand, drehte sich um und ging in die Küche. Da er die Tür offen gelassen hatte, folgte ich ihm, wobei ich Gelegenheit erhielt, das Rätsel der merkwürdigen Geräusche seiner Schritte zu lösen:
Sein rechter Fuß steckte tatsächlich in einem Zementblock!

Die Küche war voll von leeren Flaschen, als Aschenbecher missbrauchter Teller und Fotos.
Wir saßen am Tisch und tranken Wodka. An solche Belanglosigkeiten wie Pinnchen verschwendete er wohl zur Zeit keinen Gedanken, also tranken wir aus der Flasche.
Nach einigen Schlucken fing er mit entrückter Stimme an, seine Geschichte zu erzählen:

Verlassen hätte sie ihn. Wegen seiner Depression höchstwahrscheinlich, die ihn seit fast einem Jahr quälte. Er hätte tagsüber nur noch schlafen wollen, in der Nacht aber kein Auge zu gekriegt, wäre desinteressiert, niedergeschlagen und apathisch gewesen. (Jaja, dachte ich, das kenn ich doch, komm zum Punkt, was hat es mit dem Zementblock auf sich?) ...Sie hätte ihn anfangs natürlich versucht, ihn zu unterstützen, als es aber nach einigen Wochen nicht besser wurde, ließ ihre Geduld mit ihm langsam nach. Sie hätte einfach nicht mit so einer Krise umgehen können.
Woher die Depressionen plötzlich kamen? Er wäre wohl schon immer anfällig gewesen, würde Probleme immer in sich reinfressen, um jeden Preis die Fassade aufrecht erhalten. (Allerdings gekonnt, wie ich zugeben musste, selbst ich als Experte war ihm nicht auf die Schliche gekommen.)
Als dann ein Freund von ihm gestorben ist, hätte er das nicht verpackt. Eine Zeit lang wäre er tapfer

gewesen und hätte sich auch ihr zu Liebe zusammen gerissen, doch irgendwann wären die Dämme gebrochen.
(...Zementblock?...)
Der Zementblock? Den habe ich mir um den Fuß gegossen als Mahnung, dass ich mich von meinem Ballast befreien muss. So lange ich den trage weiß ich, dass ich ganz unten bin. Dass ich kämpfen muss, mich freischwimmen. Er ist ein Symbol der Bürde, die ich trage.
Mit tränenverklebten Augen sah er mich an. Was wollte er? Mitleid? Trost? Für meine übliche Art Trost zu spenden, nämlich ihn durch die Gewissheit mit einem zu sprechen, den es schlimmer erwischt hatte aufzubauen, war er in diesem Moment wahrscheinlich nicht empfänglich. Also tätschelte ich ihm die Schulter, murmelte etwas wie "das wird schon mein Bester" und ging.
Länger konnte ich sein Elend auch einfach nicht ertragen. So kann man sich täuschen, dachte ich, zurück in meiner Wohnung. Dann waren ja alle meine Mühen vollkommen für die Tonne gewesen. Ich hatte mir ja komplett was vorgemacht, ich Idiot. Dann hatte das kosmische Gleichgewicht in Wahrheit ja nur dazu gedient, mich vor meiner Verantwortung für mich selbst zu drücken.

Nach dieser Einsicht konnte ich mein altes Prinzip nicht mehr aufrecht erhalten. Innerhalb der nächsten Wochen änderte sich so einiges. Es fing natürlich bei mir selbst an, denn ich hatte ja nun nicht mehr das Leid der Welt zu schultern, oder sagen wir realistscherweise das Leid meines Mietshauses. Von dieser Last befreit begann ich, zaghaft zu erblühen, ich legte die beruflichen Streitereien bei, zog den überfälligen Schlussstrich unter meine Beziehung und suchte mir einen Therapeuten. Schon bald stand ich in beinahe allen Belangen merklich besser da. Es war beinahe unheimlich, wie schnell ich eine neue Freundin fand. Mein Leben hatte sich grundlegend geändert und ich lernte, dass mehr Fähigkeit zum Glück in mir war, als ich je vermutet hätte.
Wenn ich mit meiner neuen Freundin im Arm im Bett lag, mich geborgen und sogar bisweilen zuversichtlich fühlte, hörte ich ihn oft, in der Wohnung über mir, tapp-TOCK, tapp-TOCK. tapp-TOCK, wie er dramatisch seine Kreise zog. Dann konnte ich beruhigt einschlafen und fühlte mich sicher. Denn so lange ich das hörte, war da jemand, der mein Leid für mich trug. Nur für den Fall natürlich, dass da doch was dran sein sollte, an der Sache mit dem kosmischen Gleichgewicht, denn so ganz sicher kann man sich bei so was ja nie sein.